

REZENSION

Anna Hájková/Maria von der Heydt: Die letzten Berliner Veit Simons

Anna Hájková/Maria von der Heydt: Die letzten Berliner Veit Simons. Holocaust, Geschlecht und das Ende des deutsch-jüdischen Bürgertums, Leipzig: Hentrich & Hentrich 2019, 139 S., ISBN: 978-3-95565-301-9, EUR 17,90.

Besprochen von Kurt Schilde.

Seit der 1816 geschlossenen jüdischen Ehe zwischen Henriette Veit – Erbin des Bankhauses Gebrüder Veit – und Hermann Simon heißen deren Nachkommen „Veit Simon“. Der Namensbestandteil „Veit“ wurde „als eine Art familienweit mitverwendeter Vorname geführt“ (S. 14). Die von der Historikerin Anna Hájková und der Juristin und Historikerin Maria von der Heydt erforschte Familiengeschichte der letzten Berliner Veit Simons geht auf deren Forschungen zu Theresienstadt bzw. zu sog. „Geltungsjuden“ zurück.¹ Sie nahmen Kontakt zu Familienangehörigen auf, deren Interesse sehr groß war. Die Autorinnen erinnern an eine großbürgerliche jüdische Familie und deren Umfeld.² Durch die sensible Berücksichtigung der sonst in Lebens- und Familiengeschichten eher verschwiegenen und/oder bereinigten besonderen Lebensumstände gewinnt die Darstellung an Lebendigkeit und Tiefe: „Die Bewahrung und der Verlust von sexueller Selbstbestimmung ziehen sich durch die Lebensgeschichte der Veit Simons: die Erkenntnis einer Großmutter, sich in Ausübung ihres jüdischen Glaubens dem Voyeurismus der Rabbiner auszusetzen; Ablehnung von Mischehen; das einen Selbstmord mit einer Geschlechtskrankheit verknüpfende Gerücht; sexuelle Übergriffe in der Ehe und anschließende Scheidung; andererseits offen erörterte, frei gelebte Sexualität; das Verhältnis einer Tochter mit einem verheirateten Tschechen in Theresienstadt, das dessen israelische Verwandte heute nicht wahrhaben wollen; und sexuelle Gewalt durch Soldaten der Roten Armee.“ (S.12)

Die ausführlich bebilderte Geschichte der Familie wird „als Drama erzählt“ (S. 10), was der Lesbarkeit sehr zugutekommt. Der herangezogene Quellenbestand setzt sich zusammen aus schriftlichen Erinnerungen, von den Autorinnen und anderen durchgeführten Interviews mit Familienmitgliedern und Gesprächen mit diesen, Korrespondenz der

¹ Vgl. von der Heydt, Maria: „Wer fährt denn gerne mit dem Judenstern in der Straßenbahn?“ Die Ambivalenz des „geltungs-jüdischen“ Alltags zwischen 1941 und 1945, in: Löw, Andrea/ Bergen, Doris L./Hájková, Anna (Hg.): Alltag im Holocaust. Jüdisches Leben im Großdeutschen Reich 1941–1945, München 2013, S. 65–79; Hájková, Anna: Mutmaßungen über deutsche Juden: Alte Menschen aus Deutschland im Theresienstädter Ghetto, in: Löw/Bergen/Hájková (Hg.), Alltag im Holocaust, 2013, S. 179–198.

² Parallel ist eine englischsprachige Ausgabe erschienen: Hájková, Anna/ von der Heydt, Maria: The Last Veit Simons from Berlin. Holocaust, Gender, and the End of the German-Jewish Bourgeoisie, Leipzig: Hentrich & Hentrich 2019, 140 pages, 49 illustrations, Brochure, ISBN: 978-3-95565-316-3, EUR 17,90.

Familienangehörigen, Wiedergutmachungsakten sowie lokalgeschichtlichen Publikationen.

Die Familie der letzten Berliner Veit Simons lebte 1933 im Wohlstand und gehörte „zum über Generationen etablierten Großbürgertum.“ (S. 14) Die Männer verdienten das Geld als Kaufleute und Bankiers oder waren bei der Stadt Berlin tätig. Die Familie hatte umfangreiche verwandtschaftliche und Freundschaftsbeziehungen mit weiteren etablierten – nichtjüdischen wie jüdischen – Familien. Die letzten Familienoberhäupter lebten in „Mischehen“, bekannten sich zum Reformjudaismus und „vertraten antizionistische Positionen.“ (S. 9) Der der vorletzten Generation zuzurechnende 1856 geborene Hermann Veit Simon studierte Jura und heiratete Hedwig Stettiner. Das Paar bekam vier Kinder, den 1883 geborenen Heinrich, im Jahr darauf folgen Eva, 1887 Katharina und 1890 Martin. Der Vater engagierte sich als Vorstand der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. „Hingegen betrat Hedwig keine Synagoge mehr, seit sie als junge Frau aus der Mikwe stieg und bemerkte, dass Rabbiner die nackten Frauen beobachteten.“ (S. 19)

Der Erstgeborene Heinrich heiratete Irmgard Gabriel. Diese Verbindung entsprach wie bei seinem Vater der „nicht seltenen Tendenz, wonach gutsituierte bürgerliche Juden weniger wohlhabende, aber nichtjüdische Frauen wählten.“ (S. 20) Für die taubstummen Schwestern Eva und Katharina erwarb der Vater Hermann Veit Simon im nördlich von Berlin gelegenen Gransee ein Grundstück und ließ darauf den Katharinenhof bauen, der den Schwestern als Wohnsitz diente. Die Malerin Eva verbrachte längere Zeit in Paris und Rom. Katharina betrieb als gelernte Gärtnerin in Gransee eine Plantage, „die jedoch kaum Gewinn abwarf.“ (S. 21) Der Hof diente als Wochenendhaus und wichtiger Treffpunkt der Familie. Er ist auf einem auf Seite 21 abgebildeten Aquarell der Malerin von 1914 zu sehen. Nach dem 1938 nach „eiligen Verhandlungen“ (S. 44) erfolgten Verkauf ist er 1995 an die Familie zurückerstattet worden. Aktuell nutzt ihn heute eine „Gruppe alternativ lebender Berliner“ – [und sicherlich auch Berlinerinnen?] – „wie einst als Wochenendhaus“. (S. 104) Der jüngste Sohn Martin wollte nicht werden, was sein Vater von ihm verlangte – „weder Rechtsanwalt noch Kaufmann, sondern Verleger“ (S. 22) und nahm sich 1914 das Leben.

In der letzten Generation trat nach dem Tod von Hermann Veit Simon der Sohn Heinrich seine Nachfolge an und wurde „Zentrum der näheren Verwandtschaft“ (S. 23). Die Kanzlei von Heinrich Veit Simon bildete die Grundlage für die Fortsetzung eines gutbürgerlichen Lebens. Zwei Jahre nach Beginn der NS-Herrschaft 1933 trennten sich seine nichtjüdischen Sozies von ihm, und das Familienoberhaupt musste den Lebensstil der Familie an die veränderten Umstände anpassen. Er „dirigierte“ – nicht anders als vor ihm sein Vater – „das Leben seiner Kinder in die ihm sinnvoll erscheinenden Richtungen.“ (S. 33) Mit welchen Erfolgen und Misserfolgen beschreiben Anna Hájková und Maria von der Heydt mit vielen Beispielen.

Der Eheverbindung mit Irmgard Gabriel entstammten „in rascher Folge fünf Kinder“ (S. 23): dem 1911 geborenen Harro folgten 1914 Ruth, 1915 Ulla, 1916 Rolf, 1918 Etta und sieben Jahre später Judith. Alle Kinder wurden jüdisch erzogen und Mitglieder der Jüdischen Gemeinde. Die nichtjüdische Herkunft der Mutter spielte wie in der Generation davor keine Rolle. Die „Töchter feierten die erst seit kurzem eingeführte Bat Mitzwa“ (S. 26) und der Rabbiner Leo Baeck nahm Etta als Bat Mizwa in die Jüdische

Gemeinde auf. Seit der Geburt der jüngsten Tochter wohnte die Familie in einer Villa in der Dahlemer Gelfertstraße. Sie lebte weiterhin auf großem Fuß, hatte zwei Autos, beschäftigte ein Dienstmädchen, eine Köchin und einen Gärtner; regelmäßig fanden größere Gesellschaften statt. 1934 zog die Familie nach Lichterfelde um und vermietete das Dahlemer Haus, das drei Jahre später schließlich verkauft wurde.

Die Kinder entwickelten sich zu – selbst für die damaligen Verhältnisse – sexuell offen eingestellten Männern und Frauen: Der Älteste leistete sich außereheliche Eskapaden mit der Folge der Scheidung. Alle Kinder „machten voreheliche sexuelle Erfahrungen“ (S. 37) und zwei Töchter haben abgetrieben. „Auch hierüber wurde ohne jede Verurteilung in der Familie gesprochen.“ (S. 37) Der „nüchterne Umgang mit Sexualität und die Offenheit gegenüber verschiedenen Arten des Geschlechtsverkehrs waren eindeutig ein Ergebnis der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung in der Weimarer Republik.“ (S. 37) Anna Hájková und Maria von der Heydt verallgemeinern es so: „Je wohlhabender, aristokratischer oder gesellschaftlich arrivierter sie waren, desto offener gingen Deutsche mit Sexualpraktiken jenseits der ehelichen Heterosexualität um.“ (S. 37 f.) Darüber ließe sich sicherlich diskutieren.

Eine Besonderheit der Familiengeschichte stellt der Bruder von Irmgard Gabriel dar: Der begabte Jurist machte Karriere als Generalstaatsanwalt des Protektorats Böhmen und Mähren. „Dass der nichtjüdische Schwager des letzten Berliner Veit Simon als Nationalsozialist eine steile Karriere gemacht hatte, half ihnen nicht.“ (S. 9) Sechs Familienangehörige wurden ermordet. Fünf der Kinder wanderten aus und „lebten als Emigranten unter schwierigen Verhältnissen.“ (S. 9) Von den in Deutschland verbliebenen letzten Veit Simons konnten nur die nichtjüdische Ehefrau Irmgard Veit Simon und deren Tochter Etta überleben. Auf sie gehen die Autorinnen ausführlicher ein: Etta Veit Simon konnte 1937 das Abitur ablegen. Nach dem Tod des Vaters und Familienoberhauptes übernahm Etta dessen Rolle. Diese bemerkenswerte Frau wusste sich auch im Ghetto Theresienstadt zu behaupten und engagierte sich in der dortigen „Selbstverwaltung“. Ihre in Berlin zurückgebliebene nichtjüdische Mutter half versteckt lebenden Juden und nahm jüdische Untergetauchte sowie flüchtige niederländische Zwangsarbeiter auf. Ob Irmgard Veit Simon auch Frauen geholfen hat, ist anzunehmen, wird aber nicht angesprochen. Nach der Befreiung fand die Tochter Etta einen Weg, mit ihrer Mutter nach Großbritannien zu gelangen. Sie hatte „endgültig die Verantwortung“ (S. 97) für ihre Mutter übernommen und „das Eltern-Kind-Verhältnis drehte sich um“ (S. 97). Dieser Teil der Familiengeschichte wirft ein auch neues Licht auf die Kategorie Gender im Holocaust.

Die in London entstandene Familiengemeinschaft mit weiteren Verwandten – deren Lebenswege nachverfolgt wurden – „festigte sich nicht“ (S. 99). Etta wanderte 1950 nach New York aus. Ihre 1966 an Demenz erkrankte Mutter zog zu ihren Töchtern in die USA. Etta heiratete 1952 einen verwitweten Arzt aus Chicago, der wie sie aus Berlin stammte. Sie kümmerte sich um dessen Töchter und die gemeinsame Tochter. Nach dem Tod des Gatten 1971 erkrankte sie Ende des Jahrhunderts und zog zu ihrer Tochter nach Seattle. Dort ist sie 2009 verstorben. Die wenigsten Überlebenden der Familie konnten an ihre alte gesellschaftliche Stellung anknüpfen. „Heute trägt niemand mehr den Namen Veit Simon.“ (S. 101)

Diese von Anna Hájková und Maria von der Heydt untersuchte Ende der Geschichte einer gut bürgerlichen jüdischen Berliner Familie beleuchtet viele interessante Facetten und vermittelt die „Dynamik einer Familienkonstellation, so die Belastbarkeit wie auch die Grenzen des Zusammenhaltes, Veränderungen und Kontinuitäten in Generations- wie Geschlechterrollen.“ (S. 11) Besser kann es wohl nicht ausgedrückt werden.

Im Anhang dieser sorgfältig recherchierten und sehr gut lesbaren Familiengeschichte wird eine Auswahl von Briefen wiedergegeben. Darunter befindet sich ein Brief von Etta an ihre Mutter, in dem sie schreibt: „ich habe mich immer in allem bemüht, in Vaters und Deinem Sinn zu handeln, wie Ihr überhaupt immer für mich Maßstab wart.“ (S. 121)

Zitiervorschlag Kurt Schilde: Rezension zu: Anna Hájková/Maria von der Heydt: *Die letzten Berliner Veit Simons*, in: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 14 (2020), 26, S. 1–4, online unter http://www.medaon.de/pdf/medaon_26_schilde.pdf [dd.mm.yyyy].

Zum Rezensenten Kurt Schilde, Dr. phil., Jahrgang 1947, in Berlin-Weißensee geboren, studierte Wirtschafts- und Sozialwissenschaften und promovierte in Neuerer Geschichte (Technische Universität Berlin). Forschungsschwerpunkte: *Geschichte des Nationalsozialismus und der Verfolgung der jüdischen Bevölkerung*. Webseite: www.kurt-schilde.de Aktuelle Publikationen: „Wahrscheinlich wird das unser Untergang sein.“ *Der Bericht von Erich und Elsbeth Frey an ihre ausgewanderten Töchter (1942)* (= *Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand – Reihe A: Analysen und Darstellungen*, Bd. 11), Berlin 2019; Marianne Cohn – „... dass sie sich absolut nicht für eine Heldin hielt.“ *Eine Fluchthelferin aus Deutschland in der Résistance*, in: Schoeps, Julius H./Bingen, Dieter/Botsch, Gideon (Hg.): *Jüdischer Widerstand in Europa (1933–1945). Formen und Facetten* (= *Europäisch-jüdische Studien – Beiträge*, Bd. 27), Berlin/Boston 2016, S. 161–181.